

Reportage

Der vertrocknete Garten

Dem Jemen geht nicht nur das Wasser aus, das Land leidet auch unter Korruption und Misswirtschaft. 19 Jahre nach der erzwungenen Einheit von Nord und Süd sieht sich das autoritäre Regime zunehmend von Separatisten und islamischen Extremisten herausgefordert

bald darauf ein drittes. Alle haben die Raketen verschossen, von denen Jemeniten versichern, beim Start hingen sie regelmäßig unter den Tragflächen. Doch die Maschinen kommen nicht aus dem rebellischen Süden, sondern von Norden.
Dort ist im Bergland zwischen Saada und der Grenze zu Saudi-Arabien seit fünf Jahren ein Krieg zwischen der schiitischen Minderheit der Zaiditen und der Zentralregierung im Gang. Nach dem Präsidentschaftswahlkampf von 2006, bei dem die rebellischen Stammesleute „Huthis“ genannt. Die Armee hat in dem Kleinkrieg schon mehr als 1000 Mann verloren, die Huthis ein Vielfaches. Zehntausende Stammesleute sind aus ihren Dörfern geflohen. Oppositionelle in der Hauptstadt zeigen Fotos von zerschossenen Häusern und gebliebenen Minsaren. Das Militär setzt Panzer ein, Artillerie – und offenbar Flugzeuge.

Von den entführten Deutschen fehlt jede Spur

Den Huthis wird nachgesagt, sie träumten von der Wiedererrichtung des Imamat, dessen theokratische Herrschaft sich seit dem 9. Jahrhundert fast über den ganzen Nordjemen ausdehnte. Auch von der Wiedereröffnung der Provinzen Assir, Nadschran und Dschisan, die Saudi-Arabien dem Jemen vor 70 Jahren abnahm, wird schwärmerisch geredet. Rebellisten unter ihnen wären zufrieden mit der Wiederöffnung ihrer eigenen Schulen, die von der Republik geschlossen wurden, mit einer gesonderten Verwaltung samt Polizei für ihr Gebiet, mit der Freilassung ihrer Gefangenen. Die Zaiditen sind ein kleiner Seitenzweig der Schia, deren Haupttrichung Iran und Irak beherrscht. Ihr Aufstand entzündete sich an Korruption und nicht zuletzt an Salehs pro-amerikanischer Politik. Sie agitieren mit dem Schlachtruf „Tod Amerika, Tod Israel!“ was ihnen den Argwohn einbrachte, sie würden von Teheran unterstützt.
Mit Entrüstung wehren sich die Zaiditen gegen die Unterstellung, die Entführer von sieben Deutschen, eines Briten und einer Südkoreanerin am 12. Juni kamen aus ihren Reihen. Das Land hat 60 Millionen Schusswaffen, drei für jeden erwachsenen Mann, aber wenig zivile Kriminalität. Seit vier Jahren werden die Rebellisten unter ihnen wieder gefangen. Die Entführten hatten alle in einem Krankenhaus in Saada gearbeitet. Zwei deutsche Helferinnen und die Koreanerin wurden schon am folgenden Tag ermordet aufgefunden. Von dem Ehepaar aus Sachsen, seinen drei Kindern und dem Briten fehlt seither jede Spur. Berechtigter Verdacht richtet sich gegen sunnitische Extremisten, die an den protestantischen Fundamentalisten aus dem Westen ein grausames Exempel statuieren wollten. Die beiden getöteten Deutschen, Anita G. und Rita S., hatten naiverweise Missionsgespräche mit Jemenitinnen geführt. Das konnte nicht gutgehen. Auch als möglicher Racheakt für die Verhaftung eines wichtigen Geldgebers der jemenitischen al-Qaida in Saana, Hassan bin Alwan, wird die Entführung bezeichnet.

Der Mafraidsch ist das oberste Stockwerk des jemenitischen Turmbaus, ein luftiger Salon, mit Fenstern nach allen Seiten, bequemen Sitzpolstern an den Wänden, reserviert für die Kat-Runde. Sie ist das Gegenstück zu Kaffeehaus, Bistrot, Club oder besser: Stammisch. Wir sitzen in 20 Meter Höhe, schieben die grünen Blätter in den Mund, kauen sie zur Kugel in einer Backe, reden über Gott und die Welt – und trinken Wasser. Kenner behaupten, Bier wäre besonders gut zu Kat. Doch das gibt es nicht.
Schade nur, dass Ekkehard Zitzmann nicht mehr im Lande ist. Er hatte sein Bier unter dem Schah in Persien getrunken, bis ihn die Mullahs vertrieben. Dann übersiedelte er nach Aden, wo er sein Pils Marke „Sirra“ zum Missvergnügen frommer Muslime, aber zur Freude der in Russland ausgebildeten schiitischen Militärs herstellte. Sie schützten ihn, manchmal mit Mörserfeuer, gegen erzkühne Demonstranten. Als sie im Bürgerkrieg gegen den Norden andernwo beschäftigt waren, brannten Glaubenskämpfer die Brauerei nieder. Die Bierquelle des Jemen war versiegt, noch bevor Wassernot eintrat.



„Es gibt nur eine Stadt, die wächst“: Das pittoreske Zentrum von Sanaa. Rundherum wuchert die Metropole planlos.
Foto: F. Cocco/Contrasto/laif

Von Rudolph Chimelli
Sanaa – Keine Gärten mehr, kaum Bäume, nur noch wenig Grün. Die Hochfläche um die jemenitische Hauptstadt ist zugebaut bis an die Berghänge. Nichts vom Filigran der Walmtürme der alten Stadt. Dafür endlose Viertel mit dem Charme von Plattenbauten, auch wenn viele der neuen Häuser aus Ziegel sind, Geschäftsstraßen mit Autohändlern, Elektronik oder Stilmöbeln, protzige Amtsgebäude, Schnellstraßen – alles ohne urbanistische Ordnung. Als ich Sanaa im Dezember 1964 zum ersten Mal sah, war es ein architektonisches Juwel mit 80 000 Einwohnern. Das ist die ummauerte Altstadt immer noch, inzwischen von der Unesco dem Welt-Kulturerbe zugesprochen. Der Rest wurde zu einem Moloch von 2,3 Millionen Bewohnern, wahrscheinlich mehr. Niemand weiß es genau.
Damals gab es kaum Strom, nur wenige geteerte Straßen, der Handfunk sendete ganze eineinhalb Stunden am Tag. Sanaas Flugplatzgebäude war nicht größer als ein Bahnhofsgebäude, und wenn sich eine seltene Propellermaschine näherte, mussten die Esel von der Landebahn ver-

40 Prozent des Budgets gibt der Präsident für das Militär aus

scheucht werden. Für die 250 Kilometer Schotterpiste nach Tais, der zweitgrößten Stadt des damaligen Nordjemen, brauchte man im Gelände zwei Tage. Bezahlt wurde vielfach noch mit silbernen Maria-Theresia-Talern. Hotels existierten nicht. Sie wurden auch nicht gebraucht. Wer als Fremder erkennbar war, wurde vom gastfreundlichen Jemeniten an der Hand gefasst, ins Haus geführt und wenn er sich nicht mit triftigen Gründen entschuldigen konnte, drei Tage bewirtet. Einmal stand ich mit einem Hadschi, der seine Rückkehr aus Mekka feierte, auf einer Schaukel im Garten seines Hauses und wir schlangen uns singend dem Vollmond entgegen. Zwei Stunden zuvor hatten wir uns noch nicht gekannt. „Seit 40 Jahren gibt es nur eine Stadt, die willkürlich wächst. Alle anderen schrumpfen“, sagt Sami Ghaleb, Chefredakteur der marxistischen Zeitung *Al-Neda*.

Die „Nasseristen“ sind Panarabisten alter Schule, ein Relikt jener Zeit, da Ägypten unter Präsident Gamal Abdel-Nasser die revolutionäre Republik Jemen im Bürgerkrieg gegen die Anhänger des 1962 gestürzten Imams Mohammed al-Badr mit Truppen unterstützte. Hochschul-Absolventen wählten nicht mehr in Tais, Mukalla oder Aden arbeiten, wo nichts los sei, bei der Schokolade im Garten seines Hauses und wir schlangen uns singend dem Vollmond entgegen. Zwei Stunden zuvor hatten wir uns noch nicht gekannt. „Seit 40 Jahren gibt es nur eine Stadt, die willkürlich wächst. Alle anderen schrumpfen“, sagt Sami Ghaleb, Chefredakteur der marxistischen Zeitung *Al-Neda*.

Auch er findet, Sanaa sei früher viel schöner gewesen. Doch die wahre Bedrohung kommt nicht aus der horizontalen Ausdehnung, sondern aus der Tiefe. „Es ist kein Wasser mehr da, nicht allein in Sanaa, im ganzen Jemen“, sagt der Journalist. Die alten Gärten waren sparsam bewässert worden, mit einem Terrassen-System, das von der antiken Kultur der Sabä-

er übernommen war. Jetzt wird rücksichtslos gepumpt, denn subventionierter Diesel ist billig. Als ein Franzose sich vor 13 Jahren in Sanaa niederließ, floss das Grundwasser 16 Meter unter seinem Haus. Seither ist es auf minus 600 Meter gefallen. Stellenweise liegt es schon 1200 Meter tief. Und aus 10 000 Tiefbrunnen wird rund um die Uhr gefördert. Arabia Felix – so nannten die Römer das Land wegen seiner goldenen Berge und großen Oasen – legt sich selber trocken.

Ständig sind private Tankwagen unterwegs, um das begehrte Wasser aus dem Umland in die Häuser zu liefern. Beim nächtlichen Gang durch die Altstadt ist das Rattern einer Bohrmachine zu hören: Wieder wird in einem der letzten Gärten heimlich nach Wasser gebohrt. Mindestens ein Drittel wird zur Bewässerung von Kat-Sträuchern verbraucht, dessen leicht berauschende Blätter Jemeniten am Nachmittag kauen. Einst war das Land die Heimat des Kaffees. Aber Kat bringt dem Erzeuger fünf Mal mehr und macht weniger Arbeit. Der Kaffee-Hafen al-Mocha am Roten Meer ist längst verfallen. Den Mokka aus Mocha gibt es nicht mehr.

Phantasten reden von Atomkraftwerken zur Meerwasser-Entsorgung, gebaut und gestiftet vom Ausland. Doch das destillierte Wasser müsste über 3000 Meter hohe Berge in das 2200 Meter hoch liegende Sanaa gepumpt werden, zum prohibitiven Preis von sechs Dollar pro Kubikmeter. Und niemand denkt daran, einem Land Atomkraft zu geben, das bei seinen amerikanischen Protoktoren zwar noch nicht als „Gescheiterter Staat (Failed State)“ gilt wie Somalia auf der anderen

Seite des Meeres, dessen „Somalisierung“ aber befürchtet wird.

Präsident Ali Abdallah Saleh, seit 31 Jahren an der Macht, hat eine riesige Moschee bauen lassen, mit sechs Minaretten wie an der Blauen Moschee in der Sultans-Hauptstadt Istanbul. Sieben Minarette darf nur Mekka haben. In der Nähe liegt sein Parade-Platz, dem Gelände in Kaïro nachempfunden, auf dem Ägyptens Staatschef Anwar Sadat erschossen wurde. Saleh hat daraus gelernt. Er sitzt auf seiner Tribüne hinter Panzerglas. Zuletzt ließ er im Mai 30 000 Mann vorbeimarschieren: Panzer, Artillerie, Raketen, überwiegend neue Waffen russischer Herkunft. Für seine Armee gibt Saleh 40 Prozent des Staatsbudgets aus. Ein Teil steht unter dem Kommando seines Halbbruders Ali Muhsin, die Republikanische Garde, zu der auch die Anti-Terror-Einheiten gehören, führt sein Sohn Ahmad. Der Präsident kommt nicht aus einem der mächtigen Stammesverbände, sondern ist ein Militär aus einfachen Verhältnissen. Die Wahlen, die im April fällig gewesen wären, ließ er durch das Parlament um zwei Jahre verschieben. Sein eigenes Mandat wurde gleichzeitig verlängert. Er hat die Unterstützung Washingtons und der EU. Gefeierte wurde mit der Parade der 19. Jahrestag der Wiedervereinigung bei der Jemen. Tatsächlich handelte es sich mehr um eine Annexion der marxistischen Volksrepublik Südjemen durch den Nordjemen. Sie hatte nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion kein Stelvertreten mehr. „Wollt ihr gegen Saudi-Arabien Krieg führen?“, lachte Sowjet-Präsident Michail Gorbatschow seinerzeit die Emissäre aus Aden aus, als sie Panzer wollten, um sich gegen die Übernahme durch den Norden zu wehren, so berichtet Professor Mohammed al-Mutawakel von der Universität Sanaa. Seit April ist der Süden wieder im Aufbruch. Fast täglich

kommt es zu Zusammenstößen. Erst letzte Woche fielen vier Soldaten in der Provinz Abyan östlich von Aden einem Hinterhalt zum Opfer. In der Woche zuvor wurden zehn Demonstranten und sechs Polizisten bei Zusammenstößen in Dschinabar, gleichfalls östlich von Aden, getötet. Hunderte Demonstranten sitzen in Haft.

„Wer zur Spargung der Einheit aufruft, hat die Schwinge geippt“, spottet Saleh. Aber so einfach liegen die Dinge nicht. Die Unzufriedenheit hat tiefe Gründe. Der südliche Landesteil, in dem nur vier Millionen Menschen leben, hat das Erdöl, die Fischerei, den Hafen und die

„Der Staatschef ruft nach Dialog, aber der Dialog findet im Gefängnis statt“

Raffinerie von Aden – insgesamt drei Viertel der Reichtümer des Landes. Aber die 20 Millionen Nordjemeniten bestimmen alles. Im Süden fühlt man sich kolonisiert, ausgebeutet. Schon 1994 kam es unter Führung des sozialistischen Vizepräsidenten Ali Salem al-Beidh zum Sezessionskrieg, in dem der Norden nach 50-tägigen, harten Kämpfen siegte. 60 000 Soldaten aus dem Süden wurden danach entlassen und streiten seither verblüht um Pensionen. Jetzt ruft al-Beidh, der im Exil in Oman lebte, erneut nach Trennung. Demonstranten richteten symbolisch Schlagbäume an der früheren Grenze auf.

Auch der Sohn eines kleinen Sultans aus dem frühen Sudanarabien, Tahir al-Fadli, hat sich auf die Seite der Separatisten geschlagen. Vor 15 Jahren war der Islamit und ehemalige Afghanistan-Kämpfer mit seiner Miliz noch Salehs wichtigster Verbündeter im Kampf gegen die „Gottlosen“. Der sogenannte Emir

von „al-Qaida für die Arabische Halbinsel“, Nasser al-Wahishi, trägt den Separatisten gleichfalls Hilfe an. Eine ganze Reihe von Gruppen haben sich zur Bewegung des Südens (al-Harak al-Dschambi) zusammengeschlossen, kurz „Harak“ genannt. Sie will auch die Menschenrechte verteidigen.

Den im Ausland am wenigsten beachteten Kollateralschaden erleidet die Presse. Jemens Zeitungen gehörten zu den freiesten der arabischen Welt. Seit Beginn der Unruhen wird *Al-Ayyam*, das wichtigste Blatt des Südens, in seinem Haus in Aden belagert, unkämpft und kann nicht erscheinen. Ein halbes Dutzend anderer Blätter wurde zeitweilig geschlossen. Ghaleb, der Chefredakteur von *al-Neda*, steht wegen seiner Reportagen über Korruption vor einem Presse-Sondergericht. „Der Staatschef ruft nach Dialog, aber der Dialog findet im Gefängnis statt“, beklagt sich ein Kolumnist. Solange sie den Staatschef nicht direkt angriffen, konnten die Medien Missstände bisher offen kritisieren. Sätze wie der folgende ließen freilich unter Selbstzensur. „Die herrschende Clique kann das Geld, das sie gestohlen hat, nicht mehr im Land investieren. Sie nutzt den Jemen als Geld-Waschanlage und behandelt ihn als Basar. Jemenitisches Kapital zirkuliert dafür von Tunis bis Indonesien.“

Über dem Wadi Dhar setzt eine MiG zum Landeflug auf Sanaa an. Das Somerschloss des Imams im fruchtbaren Tal, das wie die natürliche Fortsetzung eines Felsens in den Himmel ragt, sieht aus als wäre es eine Burg aus dem Mittelalter. Tatsächlich ist es in seiner jetzigen Form bloß 80 Jahre alt. Andere Schlösser des Despoten wurden abgerissen oder verfallen. Wadi Dhar zierte als Nationaldenkmal Geldscheine und Briefmarken. Eine Viertelstunde später zieht das nächste Kampfflugzeug über die Steilwände des Wadi,



Der vertrocknete C

Dem Jemen geht nicht nur das Wasser aus, das Land leidet auch unter Korruption und Einheit von Nord und Süd sieht sich das autoritäre Regime zunehmend von Separatis

Von Rudolph Chimelli

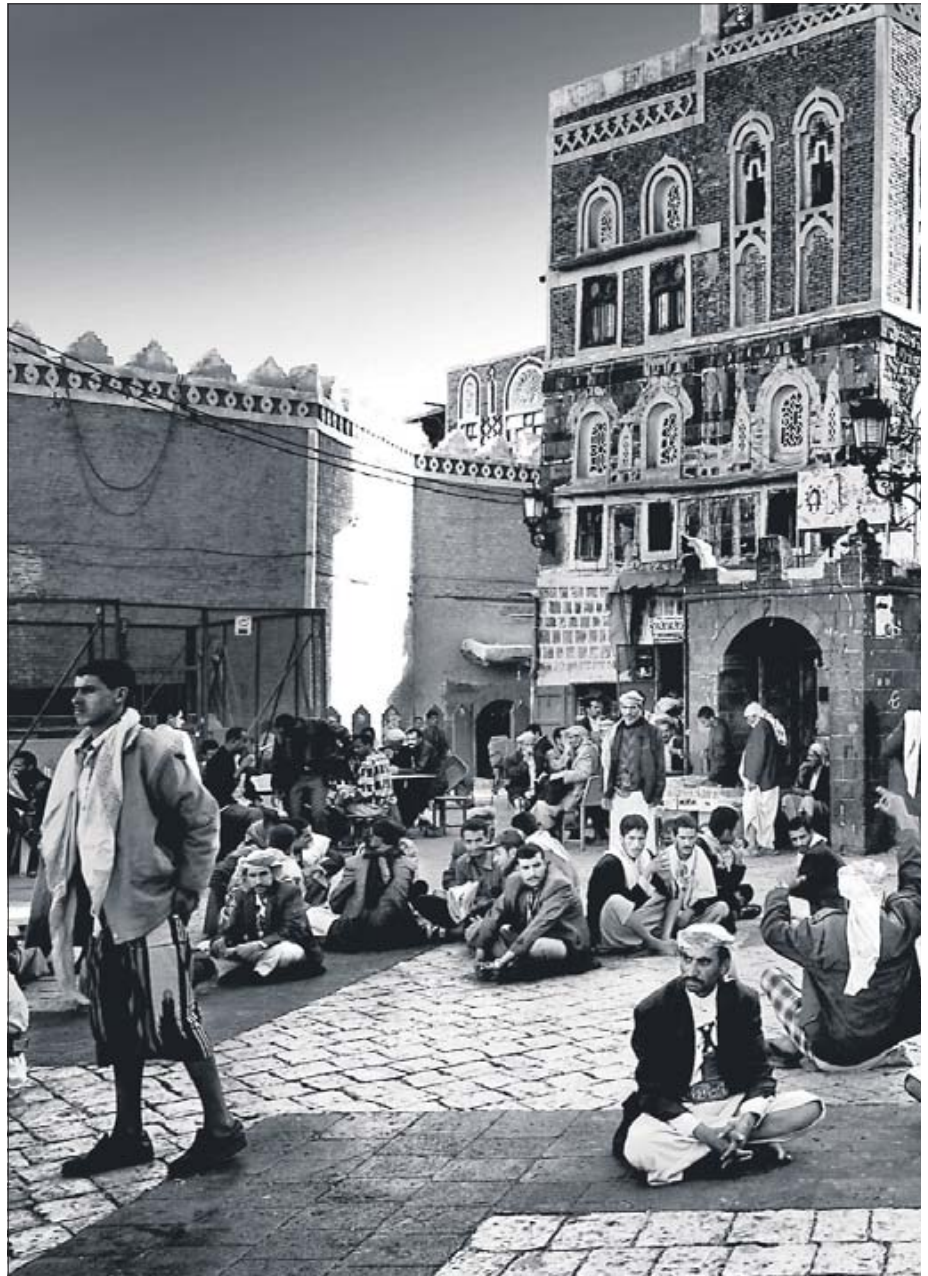
Sanaa – Keine Gärten mehr, kaum Bäume, nur noch wenig Grün. Die Hochfläche um die jemenitische Hauptstadt ist zugebaut bis an die Berghänge. Nichts vom Filigran der Wohntürme der alten Stadt. Dafür endlose Viertel mit dem Charme von Plattenbauten, auch wenn viele der neuen Häuser aus Ziegel sind, Geschäftsstraßen mit Autohändlern, Elektronik oder Stilmöbeln, protzige Amtsgebäude, Schnellstraßen – alles ohne urbanistische Ordnung. Als ich Sanaa im Dezember 1964 zum ersten Mal sah, war es ein architektonisches Juwel mit 80 000 Einwohnern. Das ist die ummauerte Altstadt immer noch, inzwischen von der Unesco dem Welt-Kulturerbe zugeschlagen. Der Rest wurde zu einem Moloch von 2,3 Millionen Bewohnern, wahrscheinlich mehr. Niemand weiß es genau.

Damals gab es kaum Strom, nur wenige geteerte Straßen, der Rundfunk sendete ganze eininhalb Stunden am Tag. Sanaas Flugplatzgebäude war nicht größer als ein Bahnwärterhaus, und wenn sich eine seltene Propellermaschine näherte, mussten die Esel von der Landebahn ver-

40 Prozent des Budgets gibt der Präsident für das Militär aus

scheucht werden. Für die 250 Kilometer Schotterpiste nach Tais, der zweitwichtigsten Stadt des damaligen Nordjemen, brauchte man im Geländewagen zwei Tage. Bezahlt wurde vielfach noch mit silbernen Maria-Theresia-Talern. Hotels existierten nicht. Sie wurden auch nicht gebraucht: Wer als Fremder erkennbar war, wurde von gastfreundlichen Jemeniten an der Hand gefasst, ins Haus geführt und, wenn er sich nicht mit triftigen Gründen entschuldigen konnte, drei Tage bewirtet. Einmal stand ich mit einem Hadschi, der seine Rückkehr aus Mekka feierte, auf einer Schaukel im Garten seines Hauses, und wir schwangen uns singend dem Vollmond entgegen. Zwei Stunden zuvor hatten wir uns noch nicht gekannt. „Seit 40 Jahren gibt es nur eine Stadt, die willkürlich wächst. Alle anderen schrumpfen“, sagt Sami Ghaleb, Chefredakteur der nasseristischen Zeitung *Al-Neda*.

Die „Nasseristen“ sind Panarabisten alter Schule, ein Relikt jener Zeit, da Ägypten unter Präsident Gamal Abdel-Nasser die revolutionäre Republik Jemen im Bürgerkrieg gegen die Anhänger des 1962 gestürzten Imams Mohammed al-Badr mit Truppen unterstützte. Hochschul-Absolventen wollten nicht mehr in Tais, Mukalla oder Aden arbeiten, wo nichts los sei, berichtet Ghaleb. Früher habe es in Aden zehn Kinos gegeben, in Tais fünf. Jetzt hüt



„Es gibt nur eine Stadt, die wächst“: Das pittoreske Zentrum von Sanaa. Rundherum wuchert die Metropole planlos.

Foto: F. Cocco/Contrasto/laif

er übernommen war. Jetzt wird rücksichtslos gepumpt, denn subventionierter Diesel ist billig. Als ein Franzose sich vor 13 Jahren in Sanaa niederließ, floss das Grundwasser 16 Meter unter seinem Haus. Seither ist es auf minus 600 Meter gefallen. Stellenweise liegt es schon 1200 Meter tief. Und aus 10 000 Tiefbrunnen wird rund um die Uhr gefördert. Arabia Felix – so nannten die Römer das Land wegen seiner grünen Berge und großen O-

Seite des Meeres, dessen „Somalisierung“ aber befürchtet wird.

Präsident Ali Abdallah Saleh, seit 31 Jahren an der Macht, hat eine riesige Moschee bauen lassen, mit sechs Minaretten wie an der Blauen Moschee in der Sultans-Hauptstadt Istanbul. Sieben Minarette darf nur Mekka haben. In der Nähe liegt sein Parade-Platz, dem Gelände in Kairo nachempfunden, auf dem Ägyptens Staatschef Anwar Sadat erschossen wurde. Saleh hat daraus gelernt. Er sitzt auf seiner Tribüne hinter Panzerglas. Zuletzt ließ er im Mai 30 000 Mann vorbeimarschieren: Panzer, Artillerie, Raketen, überwiegend neue Waffen russischer Herkunft. Für seine Arme gibt Saleh 40 Pro-

ko
let
Pr
Hi
vo:
se
Ds
ge
in

ru
leh
nic
de
vie
Er

Reportage

in Aden arbeiten, wo nichts los sei, berichtet Ghaleb. Früher habe es in Aden zehn Kinos gegeben, in Tais fünf. Jetzt hätten alle geschlossen.

Auch er findet, Sanaa sei früher viel schöner gewesen. Doch die wahre Bedrohung kommt nicht aus der horizontalen Ausdehnung, sondern aus der Tiefe. „Es ist kein Wasser mehr da, nicht allein in Sanaa, im ganzen Jemen“, sagt der Journalist. Die alten Gärten waren sparsam bewässert worden, mit einem Terrassen-System, das von der antiken Kultur der Sabä-

nen wird rund um die Uhr gebohrt. Arabia Felix – so nannten die Römer das Land wegen seiner grünen Berge und großen Oasen – legt sich selber trocken.

Ständig sind private Tankwagen unterwegs, um das begehrte Wasser aus dem Umland in die Häuser zu liefern. Beim nächtlichen Gang durch die Altstadt ist das Rattern einer Bohrmaschine zu hören: Wieder wird in einem der letzten Gärten heimlich nach Wasser gebohrt. Mindestens ein Drittel wird zur Bewässerung von Kat-Sträuchern verbraucht, dessen leicht berauschende Blätter Jemeniten am Nachmittag kauen. Einst war das Land die Heimat des Kaffees. Aber Kat bringt dem Erzeuger fünf Mal mehr und macht weniger Arbeit. Der Kaffee-Hafen al-Mocha am Roten Meer ist längst verödet. Den Mokka aus Mocha gibt es nicht mehr.

Phantasten reden von Atomkraftwerken zur Meerwasser-Entsalzung, gebaut und gestiftet vom Ausland. Doch das destillierte Wasser müsste über 3000 Meter hohe Berge in das 2200 Meter hoch liegende Sanaa gepumpt werden, zum prohibitiven Preis von sechs Dollar pro Kubikmeter. Und niemand denkt daran, einem Land Atomkraft zu geben, das bei seinen amerikanischen Protektoren zwar noch nicht als „Gescheiterter Staat (Failed State)“ gilt wie Somalia auf der anderen

semen: Panzer, Artillerie, Raketen, überwiegend neue Waffen russischer Herkunft. Für seine Armee gibt Saleh 40 Prozent des Staatsbudgets aus. Ein Teil steht unter dem Kommando seines Halbbruders Ali Muhsin, die Republikanische Garde, zu der auch die Anti-Terror-Einheiten gehören, führt sein Sohn Ahmad. Der Präsident kommt nicht aus einem der mächtigen Stammesverbände, sondern ist ein Militär aus einfachen Verhältnissen. Die Wahlen, die im April fällig gewesen wären, ließ er durch das Parlament um zwei Jahre verschieben. Sein eigenes Mandat wurde gleichzeitig verlängert. Er hat die Unterstützung Washingtons und der EU.

Gefeiert wurde mit der Parade der 19. Jahrestag der Wiedervereinigung beider Jemen. Tatsächlich handelte es sich mehr um eine Annexion der marxistischen Volksrepublik Südjemen durch den Nordjemen. Sie hatte nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion kein Stehvermögen mehr. „Wollt ihr gegen Saudi-Arabien Krieg führen?“, lachte Sowjet-Präsident Michail Gorbatschow seinerzeit die Emissäre aus Aden aus, als sie Panzer wollten, um sich gegen die Übernahme durch den Norden zu wehren, so berichtet Professor Mohammed al-Mutawakel von der Universität Sanaa. Seit April ist der Süden wieder im Aufruhr. Fast täglich



Deutschland Seite 3

Er

„[
Di
fir

Ra

tel

20

all

au

Fü

ter

kri

ha

au

un

ne:

On

mc

bä

.

au

rik

pa

de:

Kä

wi

die

e Garten

tion und Misswirtschaft. 19 Jahre nach der erzwungenen
eparatisten und islamischen Extremisten herausgefordert



ung“ kommt es zu Zusammenstößen. Erst letzte Woche fielen vier Soldaten in der Provinz Abyan östlich von Aden einem Hinterhalt zum Opfer. In der Woche davor wurden zehn Demonstranten und sechs Polizisten bei Zusammenstößen in Dschinsibar, gleichfalls östlich von Aden, getötet. Hunderte Demonstranten sitzen in Haft.

„Wer zur Sprengung der Einheit aufruft, hat die Schweinegrippe“, spottet Saleh. Aber so einfach liegen die Dinge nicht. Die Unzufriedenheit hat tiefe Gründe. Der südliche Landesteil, in dem nur vier Millionen Menschen leben, hat das Erdöl, die Fischerei, den Hafen und die

von „al-Qaida für die Arabische Halbinsel“, Nasser al-Wahishi, trägt den Separatisten gleichfalls Hilfe an. Eine ganze Reihe von Gruppen haben sich zur Bewegung des Südens (al-Harak al-Dschanubi) zusammengeschlossen, kurz „Harak“ genannt. Sie will auch die Menschenrechte verteidigen.

Den im Ausland am wenigsten beachteten Kollateralschaden erleidet die Presse. Jemens Zeitungen gehörten zu den freiesten der arabischen Welt. Seit Beginn der Unruhen wird *Al-Ayyam*, das wichtigste Blatt des Südens, in seinem Haus in Aden belagert, umkämpft und kann nicht erscheinen. Ein halbes Dutzend anderer Blätter wurde zeitweilig geschlossen. Che-

bald darauf ein drittes. Alle haben die Raketen verschossen, von denen Jemeniten versichern, beim Start hingen sie regelmäßig unter den Tragflächen. Doch die Maschinen kommen nicht aus dem rebellischen Süden, sondern von Norden.

Dort ist im Bergland zwischen Saada und der Grenze zu Saudi-Arabien seit fünf Jahren ein Krieg zwischen der schiitischen Minderheit der Zaiditen und der Zentralregierung im Gang. Nach dem Prediger Badruddin al-Huthi und seinen Söhnen, die den Aufstand anführen, werden die rebellischen Stammesleute „Huthis“ genannt. Die Armee hat in dem Kleinkrieg schon mehr als 1000 Mann verloren, die Huthis ein Vielfaches. Zehntausende Stammesleute sind aus ihren Dörfern geflohen. Oppositionelle in der Hauptstadt zeigen Fotos von zerschossenen Häusern und geborstenen Minaretten. Das Militär setzt Panzer ein, Artillerie – und offenbar Flugzeuge.

Von den entführten Deutschen fehlt jede Spur

Den Huthis wird nachgesagt, sie träumten von der Wiedererrichtung des Imamats, dessen theokratische Herrschaft sich seit dem 9. Jahrhundert fast über den ganzen Nordjemen ausdehnte. Auch von der Wiedergewinnung der Provinzen Assir, Nadschran und Dschisan, die Saudi-Arabien dem Jemen vor 70 Jahren abnahm, wird schwärmerisch geredet. Realisten unter ihnen wären zufrieden mit der Wiederöffnung ihrer eigenen Schulen, die von der Republik geschlossen wurden, mit einer gesonderten Verwaltung samt Polizei für ihr Gebiet, mit der Freilassung ihrer Gefangenen. Die Zaiditen sind ein kleiner Seitenzweig der Schia, deren Haupttrichtung Iran und Irak beherrscht. Ihr Aufstand entzündete sich an Korruption und nicht zuletzt an Salehs pro-amerikanischer Politik. Sie agitieren mit dem Schlachtruf „Tod Amerika, Tod Israel!“, was ihnen den Argwohn einbrachte, sie würden von Teheran unterstützt.

Mit Entrüstung wehren sich die Zaiditen gegen die Unterstellung, die Entführer von sieben Deutschen, eines Briten und einer Südkoreanerin am 12. Juni kämen aus ihren Reihen. Das Land hat 60 Millionen Schusswaffen, drei für jeden erwachsenen Mann, aber wenig zivile Kriminalität. Selten wird gestohlen oder betrogen. Die Entführten hatten alle in einem Krankenhaus in Saada gearbeitet. Zwei deutsche Helferinnen und die Koreanerin wurden schon am folgenden Tag ermordet aufgefunden. Von dem Ehepaar aus Sachsen, seinen drei Kindern und dem Briten fehlt seither jede Spur. Berechtigter Verdacht richtet sich gegen sunnitische Extremisten, die an den protestantischen Fundamentalisten aus dem Westen ein grausames Exempel statuieren wollten. Die beiden getöteten Deutschen, Anita G. und Rita S., hatten naiverweise Missionsgespräche mit Jemenitinnen geführt. Das konnte nicht gutgehen. Auch als möglicher Racheakt für die Verhaftung eines wichtigen Geldgebers der jemenitischen al-Qaida in Saada, Hassan Ibn Alwan,

Reportage

Vier Millionen Menschen leben, nur das Erdöl, die Fischerei, den Hafen und die

„Der Staatschef ruft nach Dialog, aber der Dialog findet im Gefängnis statt“

Raffinerie von Aden – insgesamt drei Viertel der Reichtümer des Landes. Aber die 20 Millionen Nordjemeniten bestimmen alles. Im Süden fühlt man sich kolonisiert, ausgebeutet. Schon 1994 kam es unter Führung des sozialistischen Vizepräsidenten Ali Salem al-Beidh zum Sezessionskrieg, in dem der Norden nach 50-tägigen, harten Kämpfen siegte. 60 000 Soldaten aus dem Süden wurden danach entlassen und streiten seither verbittert um Pensionen. Jetzt ruft al-Beidh, der im Exil in Oman lebte, erneut nach Trennung. Demonstranten richteten symbolisch Schlagbäume an der früheren Grenze auf.

Auch der Sohn eines kleinen Sultans aus dem früher britischen Südarabien, Tarrik al-Fadli, hat sich auf die Seite der Separatisten geschlagen. Vor 15 Jahren war der Islamist und ehemalige Afghanistan-Kämpfer mit seiner Miliz noch Salehs wichtigster Verbündeter im Kampf gegen die „Gottlosen“. Der sogenannte Emir

beilager, umkämpft und kann nicht erscheinen. Ein halbes Dutzend anderer Blätter wurde zeitweilig geschlossen. Ghaleb, der Chefredakteur von *al-Neda*, steht wegen seiner Reportagen über Korruption vor einem Presse-Sondergericht. „Der Staatschef ruft nach Dialog, aber der Dialog findet im Gefängnis statt“, beklagt sich ein Kolumnist. Solange sie den Staatschef nicht direkt angriffen, konnten die Medien Missstände bisher offen kritisieren. Sätze wie der folgende fielen freilich unter Selbstzensur: „Die herrschende Clique kann das Geld, das sie gestohlen hat, nicht mehr im Land investieren. Sie nutzt den Jemen als Geld-Waschanlage und behandelt ihn als Basar. Jemenitisches Kapital zirkuliert dafür von Tunis bis Indonesien.“

Über dem Wadi Dhar setzt eine MiG zum Landeflug auf Sanaa an. Das Sommerschloss des Imams im fruchtbaren Tal, das wie die natürliche Fortsetzung eines Felsens in den Himmel ragt, sieht aus als wäre es eine Burg aus dem Mittelalter. Tatsächlich ist es in seiner jetzigen Form bloß 80 Jahre alt. Andere Schlösser des Despoten wurden abgerissen oder verfallen. Wadi Dhar ziert als Nationaldenkmal Geldscheine und Briefmarken. Eine Viertelstunde später zieht das nächste Kampfflugzeug über die Steilwände des Wadi,

Deutschland Seite 3

ener Kacneakt nur die Vernichtung eines wichtigen Geldgebers der jemenitischen al-Qaida in Sanaa, Hassan Ibn Alwan, wird die Entführung bezeichnet.

Der Mafradsch ist das oberste Stockwerk des jemenitischen Turmhauses, ein luftiger Salon, mit Fenstern nach allen Seiten, bequemen Sitzpolstern an den Wänden, reserviert für die Kat-Runde. Sie ist das Gegenstück zu Kaffeehaus, Bistrot, Club oder besser: Stammtisch. Wir sitzen in 20 Meter Höhe, schieben die grünen Blätter in den Mund, kauen sie zur Kugel in einer Backe, reden über Gott und die Welt – und trinken Wasser. Kenner behaupten, Bier wäre besonders gut zu Kat. Doch das gibt es nicht.

Schade nur, dass Ekkehard Zitzmann nicht mehr im Lande ist. Er hatte sein Bier unter dem Schah in Persien gebraut, bis ihn die Mullahs vertrieben. Dann übersiedelte er nach Aden, wo er sein Pils Marke „Sirra“ zum Missvergnügen frommer Muslime, aber zur Freude der in Russland ausgebildeten südjemenitischen Militärs herstellte. Sie schützten ihn, manchmal mit Mörserfeuer, gegen erzürnte Demonstranten. Als sie im Bürgerkrieg gegen den Norden anderswo beschäftigt waren, brannten Glaubenskämpfer die Brauerei nieder. Die Bierquelle des Jemen war versiegt, noch bevor Wassernot eintrat.